

REZENSIONEN

NIKOLAUS PEVSNER, *A History of Building Types*. London (Thames and Hudson) 1976, 352 Seiten, 744 Abbildungen. DM 74,—

Das Buch darf als Meilenstein der Architekturgeschichtsschreibung bezeichnet werden, denn es behandelt in Text und Bild ein spezifisches Anliegen der gegenwärtigen Forschungssituation in repräsentativer Weise aufgrund einer überwältigenden Materialfülle. Immense Sammelarbeit war notwendig, um die besprochenen, aufgezählten und abgebildeten Bauten zu sichten, kritisch zu beurteilen und in den gewünschten Zusammenhang einzureihen. Dabei findet sich neben den kunsthistorischen Daten eine Menge historischer Angaben, wirtschafts- und kulturhistorischer Quellen, Hinweise auf die Geschichte der Technik und anderes, Ergebnisse intensiver Spezialstudien, die hier mit freigeberiger Hand in unpretentioser Weise dem dankbaren Leser geboten werden. Es ist sicher, daß der gewichtige Band mit seiner gescheiterten Organisation von Text, Bildern und Literaturnachweisen zum Bergwerk künftiger Forschung wird, denn in ihm ist nicht nur reiches Material in durchsichtiger Klarheit ausgebreitet, sondern er birgt auch eine Fülle weiterführender Denkansätze und Probleme, denen naturgemäß nicht im einzelnen nachgegangen werden konnte, weil dies den Umfang eines solchen Werkes gesprengt hätte, die aber die künftige Forschung, aufbauend auf Pevsners „Building Types“, zweifellos verfolgen wird. In ausgeweiteter Form handelt Sir Nikolaus das Thema seiner 1970 gehaltenen A. W. Mellon Lectures in the Fine Arts in Washington ab, und daraus — ebenso wie aus Pevsners eigener Materialsammlung in den „Buildings of England“ — resultiert das Schwergewicht der westeuropäischen und amerikanischen Bauten, wozu sich für Mitteleuropa noch einiges nachtragen ließe. Die Untersuchung der Gebäude nach ihren Aufgaben (denn als „Baufaufgaben“ muß man wohl Building Types im Sinne der Publikation übersetzen) erlaubt, wie Sir Nikolaus hervorhebt, die Aufzeigung sowohl der Stilentwicklung, die eine Angelegenheit der Architekturgeschichte ist, wie der Entwicklung der Funktion, die der Sozialgeschichte angehört. 17 Kapitel bieten zunächst die Geschichte der verschiedenen Bauaufgaben im Laufe der Neuzeit, während Hinweise auf mittelalterliche und antike Vorgänger nur knapp gehalten sind und nicht im Vordergrund des Interesses stehen. Stil, Funktion und Material werden in einer Zusammenfassung eigens herausgestellt, die insbesondere für die Abfolge und Synchronsetzung der Stilausformungen des Historismus aufschlußreich ist.

Aus der zeitlichen Verteilung des Materials läßt sich — wie Pevsner mehrfach betont — seit dem 18. Jahrhundert eine Akzeleration in der Geschichte der Building Types ablesen, die im 19. Jahrhundert zu einer Climax an Vielfalt und Zahl der Objekte führt. Daraus resultiert eine besondere

Materialdichte für dieses Jahrhundert, die ihm in der Darstellung das Übergewicht sichert. Die Weiterführung des Themas bis zur Gegenwart erscheint bei einem Autor, dem die entscheidende Periode der „Moderne“ besonders am Herzen liegt, selbstverständlich, ist aber für die Fragestellung auch rein objektiv notwendig, weil manche der alten Bauaufgaben im 20. Jahrhundert grundsätzliche Veränderungen bzw. Auflösungserscheinungen erkennen lassen.

Natürlich kann keine Vollständigkeit der Bauten erwartet werden, geht es doch letztlich darum, die neuralgischen Punkte im historischen Geschehen zu fixieren, jene Bauten aufzuzeigen, bei denen gewisse Erscheinungen erstmals begegnen. Dort werden dann viele sehr aussagekräftige Quellen zitiert, aus denen der Hintergrund der Wandlung ablesbar wird. Der historische Ablauf wird nicht so sehr als Entwicklung mit eigener Gesetzmäßigkeit verstanden, sondern es wird vielmehr versucht, der Innovation aus der Vielfalt der personal, lokal und historisch bedingten Möglichkeiten gerecht zu werden.

Die Auswahl der behandelten „Building Types“, die nicht besonders begründet wird, traf der Autor wohl nach der Bedeutung, welche er ihnen zumißt. Es handelt sich durchweg um „öffentliche“ Bauaufgaben, während der Privatbau, also Wohnhaus oder Villa, fehlen — vielleicht, weil der Band damit überfrachtet wäre. Das Schloß, im Hinblick auf die „Öffentlichkeit“ ein Grenzfall, stellt Pevsner in der Einleitung als Beispiel eines Typus vor, der bis zur Gegenwart seine Bedeutung völlig eingebüßt hat. Vermißt man in diesem Zusammenhang die Nennung eines Höhepunktes des Schloßbaues, nämlich Gottfried Sempers Entwurf für die Wiener Hofburg, so darf gleichzeitig auf die spezielle Behandlung des komplexen Problems in einer eigenen Publikation hingewiesen werden (Renate Wagner-Rieger/Walter Krause: Historismus und Schloßbau [Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Bd. 28], München 1975). Auch der Kirchenbau bleibt als ein in der Literatur relativ ausführlich behandeltes Thema von der Untersuchung ausgeschlossen, wenn auch in der Zusammenfassung zwangsläufig auf die Rolle des Sakralbaues im Stilablauf hingewiesen werden muß. Die Ausschaltung des Kirchenbaues bedauert man im 1. Abschnitt, in dem die „National Monuments and Monuments to Genius“ behandelt werden. (Zum Denkmal für Friedrich II. wäre nachzutragen: Fried. Mielke/Jutta v. Simson: Das Berliner Denkmal für Friedrich II, den Großen. Propyläen 1975). Denn dieses vor allem die deutsche Literatur der jüngsten Zeit fesselnde Thema sollte wenigstens mit dem Hinweis auf das Phänomen der „Denkmalkirche“ ergänzt werden, wobei neben Schinkels Entwürfen für einen Berliner Dom oder der Wiener Votivkirche noch bei zahlreichen anderen Kirchen von gesteigerter Monumentalität die Frage nach ihrer Denkmalfunktion zu stellen und zu klären wäre. Hier begegnet man dem Problem, wie weit man Bedeutung und Aussagewert eines Baues auch als Funktion zu verstehen

hat — also die Frage nach einem Funktionalismus, der über den Utilitätswert hinausgeht und bei dem oft sehr unpraktisch erscheinende Lösungen doch als funktionsbedingt verstanden werden müssen. Pevsners indirekte Antwort auf diese Frage ergibt sich aus seiner Reihung der „Building Types“ von den „monumentalsten zu denen mit geringster Monumentalität, von den idealsten zu den nützlichsten Bauten“, wobei die Nationalmonumente am Anfang und die Fabriken am Schluß stehen. Was diese Monumentalität eigentlich ausmacht und wie sie zu definieren wäre, bleibt ungesagt, und so fehlt die Antwort auf die Frage, warum etwa Tempeltons Teppichfabrik von William Leiper in Glasgow von 1889—92 mit ihren fortifikatorischen Elementen und dem reich gegliederten Fassadenaufriß, die am Ende der Reihe steht, weniger „monumental“ sein soll als das Berner Bundeshaus von Friderich Studer von 1853—57, das im 3. Kapitel erscheint. (Vgl. Othmar Birkner, *Bauen und Wohnen in der Schweiz. 1850—1920*, Zürich 1975). Die Rangskala wird also nach Pevsner von der mehr oder weniger repräsentativen Bauaufgabe her diktiert und nicht von der Monumentalität der Form.

Die folgenden Kapitel sind den Regierungsgebäuden gewidmet, und zwar wird in Kapitel 2 die Zeit vom späten 12. bis zum späten 17. Jahrhundert behandelt. Bis zum Ende dieses Zeitraumes war vor allem das Rathaus der Ort zahlreicher administrativer Handlungen, der Senat, Verwaltung und Justiz gleichermaßen diente: d. h., daß man für vielfältige Aufgaben mit einem einzigen Bau auskam. Ab dem 18. Jahrhundert setzt dagegen ein Aufgliederungsprozeß ein, der für jede einzelne Aufgabe der öffentlichen Verwaltung einen eigenen, immer größer gestalteten Bau notwendig machte. Hier wäre ergänzend einzufügen, daß der Schloßbau im Barock als Sitz der Regierung im Laufe des 18. Jahrhunderts ein enormes Größenwachstum mitmachte, da die Intention bestand, neben den Wohn- und Repräsentationsräumen des Herrschers, die ohnehin schon zur öffentlichen Sphäre gehörten, auch die Verwaltungsaufgaben dem architektonischen Schloßkonzept zu integrieren. Der Ausbau des Berliner Schlosses im 18. Jahrhundert oder die Eingliederung der Reichskanzlei in die Planung der Wiener Hofburg wären Beispiele für eine Tendenz, als deren Gipfel man wohl den utopischen Plan Mario Gioffredis für Caserta ansehen könnte. (Renate Wagner-Rieger, *Gedanken zum fürstlichen Schloßbau des Absolutismus*, in: *Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit*, Bd. 2 [Fürst, Bürger, Mensch], Wien 1975). Ähnlich wie Theater, Museum oder Bibliothek wurden dann im 19. Jahrhundert diese Bauaufgaben aus dem Schloß ausgegliedert und durch eine Eigendynamik zu immer größerer Spezialisierung vorangetrieben. Demnach behandeln die Kapitel 3 bis 5 die Regierungsgebäude seit dem 18. Jahrhundert, wobei zunächst die Parlamentsgebäude, dann die Ministerien und öffentlichen Ämter und schließlich die Rathäuser und Justizpaläste vorgestellt werden. Hier geht es fast durchweg

um Bauten, deren aufwendige Architektur weit über das Maß hinausgeht, das zur Erfüllung der verwaltungsmäßigen Aufgabe nötig wäre. Weder die 24 Säulen lange Kolonnade des Justizpalastes von Lyon noch die hohe, über quadratischem und rundem Tambour aufragende Kuppel des ungeheuren Brüsseler Justizpalastes lassen sich im Sinne der Utilität funktional erklären. Das gilt auch für die vielen weitläufigen, mit kostbarem Material ausgestatteten Innenräume, die als Treppenhäuser, Hallen oder Gänge dem Kommunikationssystem zugehören und Dimensionen besitzen, die praktisch kaum ausgewertet werden können. Hier stellt sich die Frage nach dem Sinn dieser „Monumentalität“, der sich wohl nur aus der Absicht der Erbauer ergibt, nicht allein besonders schöne Amtsräume zu gestalten, sondern mit diesem ungeheuren Aufwand „unnützer“ Architektur der Institution bzw. dem Gedanken, der dahinter steht, etwa der Justiz, ein Denkmal zu setzen. Demgegenüber nimmt die Wahl des Stiles einen anderen Rang ein, zumal die großen Dimensionen, in welche die historischen Anregungen eingebunden werden, eine so gewaltige Steigerung der Formensprache nach sich ziehen, daß von einer Stilmachung keine Rede mehr sein kann und eine eigenschöpferische Leistung des 19. Jahrhunderts vorliegt.

Lehrreich und gehaltvoll sind die folgenden drei Abschnitte über Theater, Bibliotheken und Museen (vgl. noch B. Deneke—R. Kahsnitz, *Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jahrhundert* [Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Bd. 39], München 1977), die wichtigsten Bildungsstätten der Neuzeit, deren Geschichte von der Renaissance an aufgezeigt wird. Es liegt in der Art der Darbietung des Materials, daß die Darstellung der einzelnen Objekte gegenüber einer Zuspitzung auf gewisse Probleme dominiert, obwohl für eine solche die Unterlagen bestens aufbereitet sind. So läßt sich etwa beim Theaterbau die Frage nach Funktionalität, ästhetischer Erscheinung oder Bedeutung des sich konvex verwölbenden Zuschauerhauses herauspräparieren oder die Frage nach Entstehung und künstlerischer Wirkung des Bühnenturmes aufwerfen. Von der Terminologie her drängt sich hier wie auch an anderen Stellen die Frage nach den verschiedenen Formtypen innerhalb der Bauaufgaben auf und wie diese mit der Funktion und Bedeutung des Baues konvergieren. Bei den in den folgenden Kapiteln getrennt erörterten Spitälern und Gefängnissen etwa (deren Vorstellung von bisweilen beängstigenden kulturhistorischen Schilderungen untermalt wird) zeigt sich, daß diese zunächst Hofanlagen bevorzugen, sich dann sehr interessanten zentralisierenden, oft sternförmigen Lösungen zuwandten, um schließlich beim Pavillonsystem zu landen. Da es ganz verwandte Kompositionsprinzipien auch bei anderen Bauaufgaben, etwa bei den Klöstern, den Schlössern oder Kasernen (die wie alles Militärische ausgeklammert blieben) gibt, läge es nahe, neben den Building Types, also den Bauaufgaben, auch den formalen Typus einer Untersuchung zu unterziehen; hat doch der Typus als Form einen intendierten Ausdrucks-

sinn, einen (unbeabsichtigten) Dokumentsinn (Mannheim) und kann daher als semiotisches Zeichen für mehrere Aufgaben benutzt werden. Diese Typologie besitzt ebenso evokativen Charakter wie die Stilwahl, der ein gleicher semiotischer bzw. ikonographischer Wert anhängt.

Pevsners sorgfältige Beobachtung regionaler und zeitlicher Unterschiede der Stile bei einzelnen Bauaufgaben läßt die Frage nach einem eigenen Stil für besondere Anlässe aufkommen, so etwa bei dem Kapitel „Hotels“, einem wissenschaftlichen Neuland, dem Pevsner bereits in der Festschrift für Horst Gerson (Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek 1972) eine Studie widmete. Hier ist das dargebotene Material besonders verwoben mit köstlichen kulturhistorischen und soziologischen Aspekten sowie Hinweisen auf die technische Entwicklung (Lift), die Hygiene (Badezimmer) und den Kostenpunkt. Fast meint man, von einem eigenen „Hotelstil“ reden zu können. Doch was unterscheidet letztlich die Hotels der Jahrhundertmitte beiderseits des Atlantik etwa von den Warenhäusern der gleichen Zeit, die in einem anderen Kapitel behandelt werden? Zeichnet sich da nicht ein Zeitstil ab, der von dem erstaunlichen Größenwachstum begleitet wird, das sich nicht nur bei den Hotels, sondern auch bei Kaufhäusern, Verwaltungs-, Kultur- und Ausstellungsbauten oder Schiffen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts feststellen läßt. Dieser Drang zur Größe, der noch auf sein Verhältnis zur „Monumentalität“ hin zu befragen wäre, darf nicht als Gigantomanie abqualifiziert werden, sondern entspricht wohl auch einer Tendenz, die Einheitlichkeit einer Institution nicht architektonisch preiszugeben und im Pavillonsystem aufsprengen zu lassen. Hier steuern nicht allein funktionalistische Vorstellungen das Geschehen, auch wenn man etwa für die Entstehung der Wolkenkratzer den Bodenpreis ins Treffen führen kann, viel eher wird da eine gewisse Ideologie spürbar, ein Drang zur Aufsteilung, zur Größe, den man wohl als eigenes stilistisches Symptom der Epoche werten darf, das über alle Neo-Stile hinweggreift. Pevsner bietet beste Unterlagen, um in dieser Richtung weiter zu forschen.

Besonders faszinieren die letzten Kapitel des Buches, die sich mit Bahnhöfen, Markthallen, Gewächshäusern und Ausstellungsbauten, Geschäften und Kaufhäusern sowie mit Fabriken befassen. Vor allem bei den architektonisch besonders fesselnden transparenten Glas-Eisen-Bauten spürt man die stupende Materialkenntnis des Autors, der es versteht, die entwicklungs-geschichtlich entscheidenden Werke vor einem sorgfältig abgesteckten Hintergrund zu placieren und dabei im fortschreitenden Text noch zahlreiche Sonderforschungen unterzubringen, die etwa der Persönlichkeit Hector Horeaus oder der Vorgeschichte des Londoner Kristallpalastes gelten.

Nach Pevsners Rangordnung sind wir hier bei jenen Bauaufgaben, die am wenigsten monumental und am stärksten dem Zweck verhaftet sind, eine Behauptung, der man freilich beim Durchblättern dieser Seiten durchaus nicht immer zustimmen möchte: denn selten waren so großartige Raum-

erlebnisse nachvollziehbar wie in dem mit Glas eingedeckten Geschäft des Herren Osler in London von 1858 oder gab es so interessante Fassaden wie bei Victor Hortas Kaufhaus „Innovation“ in Brüssel von 1900/01 oder fand man so großangelegte Fabrikanlagen, die ihre Trakte und Höfe so gruppierten, daß sie in bewußte oder unbewußte Analogie zum historischen Schloßbau traten. Hier drängt sich wieder die Frage auf, ob der Begriff von Monumentalität, der den Überlegungen zugrunde liegt, nicht neuerlichen Überdenkens wert wäre.

Pevsners „Building Types“ erscheinen zu einer Zeit, die für Fragen der Typologie besonders aufgeschlossen ist — es ist das richtige Buch zum rechten Zeitpunkt!

Renate Wagner-Rieger

JAMES MACAULAY, *The Gothic Revival 1745—1845*. Glasgow und London, Blackie and Son Ltd, 1975. XX + 451 S., 194 Abb. im Text. Lwd. £ 20.00.

Aus einer Dissertation der Universität von Newcastle-upon-Tyne herausgewachsen, behandelt James Macaulays Buch hundert Jahre neugotische Architektur in Schottland und Nordengland. Die Darstellung setzt erwartungsgemäß ein mit Inveraray Castle, begonnen 1745 von Roger Morris, endet aber wider Erwarten nicht mit dem Denkmal für Sir Walter Scott in Edinburgh, begonnen 1840 nach Plänen von E. Meikle Kemp und vollendet durch die Enthüllung von Scotts Statue im Jahre 1846. Macaulay läßt seine Darstellung vielmehr mit den Landhäusern des schottischen Jacobean Revival, so benannt nach dem Sohn Maria Stuarts, ausklingen.

Schon aus englischer Sicht liegt die nordenglisch-schottische Neugotik im Nebel, wie Macaulay beklagt, wieviel mehr erst vom Kontinent aus gesehen! Doch wenige Hinweise mögen genügen, um die Erwartung zu steigern. Es sind die schottischen Philosophen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus der Ästhetik eine neue Disziplin machen halfen und mit denen sich Immanuel Kant auseinandersetzte. Reisen im schottischen Hochland ließen bei William Gilpin die Kategorie des Malerischen („picturesque“) reifen, die das Verständnis von Gotik und Neugotik verändern sollte. Inveraray Castle kann als erster neugotischer Großbau angesehen werden. Berühmte Architekten wie Robert Adam, James Wyatt, Thomas Rickman, Welby Pugin haben in Nordengland und Schottland neugotisch gebaut, und William Burn, obgleich älter, sei hier nur übergangen, weil sein Ruhm nach Sir John Summersons Worten bereits in das viktorianische Zeitalter reicht. Schließlich begegnen wir in Sir Walter Scott dem Schriftsteller als Bauherrn, der zu Vergleichen mit seinen südenenglischen Vorläufern Sir Horace Walpole und William Beckford reizt.